

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 51

Artikel: Das Rosendorf [Schluss]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Sennepoche in Wort und Bild

Nr. 51
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
17. Dezember
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Boltwerk 33 79

Sinnprüche.

Von Hans Tschumi *).

Schreckte dich ein Mißerfolg,
Wärst du noch kein ganzer Streiter;
Denn vom Gaul fällt wohl einmal
Auch der allerbeste Reiter.
*

So manchem hält auf der Lebensbahn
Gar freundlich der Zufall die Bügel,
Dem andern dagegen mit rauher Hand
Das Schicksal fällt in die Zügel.
*

Wird wohl ein rechter Esel sein,
Der immer und immer nur saget „nein“;
Doch besser nicht steht der and're da,
Der unbesehen zu allem sagt „ja“.
*

Wisst, wenn du schlapp und lässig
Und zu faul zur Arbeit bist,
Daß die Zeit, die du vertrödelst,
Immer deine eigene ist.
*

Es knickt den Müt und lähmt die Kraft —
Das hangen in den alten Sorgen.
Vergang'nes laß' vergangen sein,
Ersah' das Heute, denk' ans Morgen!
*

Du hast in allen Tagen dich, Frau Sorge,
So gern als Gast zu mir gesellt.
Ich klage nicht; daß ich dich kennen lernte,
Erschloß mir erst das wahre Bild der Welt.
*

Pläne? Ja, doch nicht zu viel!
Willst du etwas vor dich bringen,
Setz' dir ein bestimmtes Ziel,
Und mit Fleiß wirst du's erringen.
*

Nichts raubt ihm so sehr das Vertrauen
Und setzt so herab einen Mann,
Als ein Versprechen zu geben,
Das er nicht halten kann.
*

Zwei Eigenschaften schützen im Leben vor allem Uebel:
Haushalten und Aushalten.

*) Siehe Buchbesprechung.

Das Rosendorf.

Erzählung von Alfred Huggerberger.

Ohne viel Umstände stellten wir uns also in der Mitte des Saales auf, unser fünf oder sechs Burschen. Die Mädchen, die noch keine bestimmten Tänzer hatten, ließen sich's auch nicht zweimal sagen. Die übrigen zogen lachend den Ring um uns, und das Spiel konnte seinen Anfang nehmen. In althergebrachter Ordnung mußten wir uns numerieren, worauf einer nach dem andern in der Weise an die Reihe kam, daß man ihm mit einem Tüchlein die Augen verband und ihm die brennende Laterne in die Hand gab. Er hatte sich nach Zufall aus der lichernden Reihe der gegenüberstehenden Mädchen eins auszuwählen, während die Zuschauer sich Hand in Hand im Kreise um uns drehten und dazu den eintönigen Vers sangen:

Laterne, Laterne,
Ich seh' nicht Mond noch Sterne,
Gib mir einen hellen Schein,
Ich such' ein schneeweiss Jüngferlein.

Rein Blatt am Kranz darf fehlen,
Dann will ich sie erwählen.

Hatte der Laternenmann seine Wahl dann getroffen, so war es seine Pflicht, die gefundene Schöne zu einem Nachessen zu führen und wenigstens drei, vier Tänze mit ihr zu machen. Vorher aber mußte er sich mit ihr zum Gaudium der ganzen Gesellschaft mitten im Kreise zu zweit auf einen Stuhl hinsetzen, einen Schluck Wein aus dem gleichen Glase mit ihr trinken und mit ihr zusammen ein Stücklein Zuckerbrot essen, das keins von beiden mit einer Hand berühren durfte. Während dieser Scherz vor sich ging, den man bezeichnend „Liebe kauen“ hieß, drehten sich die andern wieder im Kreise und sangen, wie vorhin:

Laterne, Laterne,
Sieht besser als Mond und Sterne!
Ein Stuhl, ein Glas, ein Brot —
Die Zwei, die leiden keine Not.

Ich war herzlich froh, schon als Zweiter an die Reihe zu kommen. Einmal, um möglichst bald aus dem Ring herauszukommen, zum andern, weil ich mich denn doch nicht gern mit dem begnügen wollte, was die andern übrig gelassen hatten. Denn wenn sich einer die Richtung gut merkte, so konnte er leicht die Tänzerin seiner Wahl finden. In meinem Fall gab es allerdings einige Schwierigkeiten, weil links und rechts neben Hanna Dietelhelm, die für mich allein in Betracht kam, zwei nichts weniger als hübsche Guldnerinnen standen, bei denen mir vor dem „Liebekauen“ fast gegraut hätte. —

Item, es ging mir nach Wunsch, ich bekam die Hanna als Stuhlgrenossin. Ich merkte wohl, es machte ihr ein wenig Mühe, bei den vorgeschriebenen Dumumheiten mitzutun; aber sie schickte sich tapfer ins Unvermeidliche. Am Artigsein hat's bei mir etwa auch nicht gefehlt; wer zum Anstand erzogen ist, weiß was paßt und was nicht paßt.

Innerlich war ich noch immer ganz wie zugebunden. Erst nachdem ich mein Mädchen zu Tische geführt und sie mir ein paarmal flüchtig ihre Augen geschenkt hatte, war es mir mit einmal zu Mut, wie wenn in mir etwas richtig geschmolzen wäre. Von meiner beinernen Unlust war plötzlich alles weg bis auf den steifen alten Troß zuhinterst im Herzen: Ein Kerstenberger bleib' ich doch, da könnt ihr mit siebtausend Laternen kommen!...

„Ich geb' Euch bald wieder frei“, beruhigte mich meine Tänzerin und lächelte dazu. So kann nicht jede lächeln, das will ich gesagt haben. „Nur drei Tänze, den ersten haben wir ja früher einmal in Vorauen gemacht.“

Ich erinnerte sie daran, daß wir jetzt bis auf weiteres versprochene Leute seien, daß das „Ihr“ nach einem Laternentanz immer wegbedungen sei. Darauf wurde sie wieder ein wenig rot, sagte aber nichts. Wie ich sie verstohlen von der Seite her ansah, kam eine wunderliche Freude in mir auf. Drei Tänze? ... Zehn! Zwanzig! So viele, wie es uns beiden gefällt!...

Schon nach dem zweiten Schottisch sagte ich ihr, sie dürfe nicht etwa glauben, daß sie mir nicht die rechte sei, die Laterne habe es vielmehr gut erraten: von allen Mädchen auf dem Platz wäre mir keine lieber gewesen.

Da bekannte sie mir frei heraus, es hätte sie mehr gefreut, wenn ich sie vorher, und ganz von mir aus, um einen Tanz gefragt hätte. Es wäre ihr dann doch freigestanden, ja oder nein zu sagen.

„Ich wäre schon noch gekommen“, log ich; aber aus dem Blick, mit dem sie mich ansah, konnte ich lesen, daß sie mir nicht glaubte. „Ihr Kerstenberger meint ja immer, es gehe gleich um die Ehr!“ Sie sagte das wieder mit lachendem Mund. Und doch ging es mir nahe. „Derlei Narren gewächs muß es in der Welt auch haben“, gab ich kleinlaut zu.

Wir hatten kaum die vorgeschriebenen Tänze gemacht, als sie sich bestimmt zum Heimgehen anschickte und nicht zum Bleiben zu bereden war. „Wenn du mich die wenigen Häuser weit begleitest, so ist mir's recht“, bat sie mich. „Es ist mir wegen den zwei gläsernen Augen dort drüber.“ Es war mir nicht entgangen, daß der lange Scheibler uns fast die ganze Zeit her aus irgend einem Winkel beobachtet hatte.

Keines sprach ein Wort zum andern, während wir Arm in Arm langsam durch die stillen Gassen des Rosendorfes

hinschritten. Wie oft auch die warme Lust mir im Herzen aufstieg, ich fand nicht den Mut, sie einmal anzuhalten und ihr einen Kuß zu geben.

Wir traten in ein latternumzäuntes Gärtnchen ein. Rosen, nichts als Rosen. Selbst die drei Fenster, an denen vorbei ein schmales Weglein uns zur Haustür führte, hielten sich hinter einem Rosenhang halb versteckt.

Nachdem sie in der Stube Licht gemacht und mich willkommen geheißen, setzte sie sich, meinem Wunsch zulieb, noch für ein Viertelstündchen neben mich auf die Wandbank. Kein Mensch, nicht einmal der Herrgott wird mirs übelnehmen, daß ich keinen Raum zwischen ihr und mir ließ, daß ich den Arm um sie legte und sie leise an mich zog. Das gehörte, streng genommen, nicht mehr zum Spiel, meinte sie und bekam für diese Einsprache richtig den Kuß weg, der mir schon lange auf den Lippen gesessen. Sie wehrte mir nicht, wir waren beide glückselig, uns unsern lieben Willen zeigen zu dürfen.

Ich bekannte ihr mit ehrlichen Worten, wie sie mir schon lang, ohne daß ich's wollte, vor allen anderen Mädchen im Sinn gelegen, und wie ich mir bis jetzt Mühe gegeben, meinen Leuten daheim und meinem eigenen Hochmut recht zu tun. Und sie verhehlte mir nicht, daß sie das gern höre. Wie sie mich jetzt ansah, war keine Heimlichkeit mehr in ihrem Blick, sie sah mich gleichsam mit ihrem lieben Mädchenherzen an. Alle Süße lachte in überschwenglicher Fülle aus ihren Augen. „Ich hab' dich auch gern. Ich sag' dir's ohne Zieren. Ich sag' dir's auf den Mund, ich sag' dir's in die Augen hinein: ich hab' dich gern!“

Jetzt hat uns das Küssen und Rosen erst recht keine Mühe mehr gemacht.

Aber mit eins ist sie wieder ernst und fest geworden. „Die Stunde ist um“, sagte sie. „Glaub' ja nicht, daß ich dir jetzt in den Weg stehen werde. Nein! Ich vergesse alles. Das hat mich immer so gequält, schon damals in Vorauen. Du hast gemeint, ich werde mich an dich hängen. O nein! Du bist frei, wie der Vogel in der Luft! Ich will sehen, was aus dir alles wird und will mich freuen. Oben hinaus mußt du, ganz oben hinaus! Zu der Reichen und Schönsten kannst du gehen, sie sagt ja' zu dir, ich weiß es.“

Und nun stand sie plötzlich auf und tat, wie wenn jetzt alles für sie fertig wäre. Sie nahm meinen Hut vom Nagel und gab ihn mir in die Hand.

„Schickst du mich heim?“ fragte ich ungläubig.

„Ja, ich schick' dich heim. Mir mußt du es zulieb tun. Weil ich dich so gern hab!“

Ich konnte nicht anders tun, ich gehorchte ihr. Ja, ich gestand ihr, daß sie recht habe. Denn zu innerst im Herzen war ich ja noch nicht ganz mit meiner Albernheit fertig, bloß halb.

Fast wie im Traume ging ich von ihr weg. Wie ich langsam am Fenster vorbeischritt, hörte ich drinnen leise an die Scheiben klopfen. Ich stand still. Sie hatte schon den einen Flügel offen und lachte mich an aus ihren hellen Sonntagsaugen. „Noch einen Kuß! Hier durchs Fenster!“ flüsterte sie. „Den Allerallerletzten, gelt?“

Da bin ich von ihrem Liebsein überwältigt worden. Mit einem Sprung bin ich über den niedrigen Fenstersims wieder im Stübchen gewesen. Und hab' ihr gesagt: „Ich

will dich und keine andere! Und wenn ein Berg zwischen uns läge!" Sie hat gar nichts erwidern können. Sie hat geweint und gelacht und ist mit leisem Zittern in meinen Armen gelegen.

Am andern Tag hab' ich noch nicht den Mut zusammengebracht, daheim etwas zu sagen. Wenn der Vater hin und wieder auf die Obereggtochter zu sprechen kam, gab ich ausweichend Bescheid. Aber am Abend nach dem Füttern hab' ich mich ungesehen vom Hause weggeschlichen und auf leichten Füßen nach Guldenen hinaufgemacht.

Morgens beim Kleemähen bekannte ich dem Vater alles. Er blieb gelassen. Ich könnte meine Sense dort an den Baum hängen, sagte er. Wenn es so sei, so habe ich auf dem Oberhof vorläufig nichts mehr zu tun.

Die Mutter hatte etwas geahnt. Als ich ihr die Hand gab und ihr sagte, der Vater habe mich fortgeschickt, wollte sie bloß wissen, wie das Mädchen heiße. Sie tue dem Hanneli nichts, gab sie zu. Aber wenn mit mir so viel sei, wie sie geglaubt habe, so komme ich über so etwas weg.

Ich sah, daß sie das Wasser in den Augen hatte. Da hielt ich ihr meine silberne Uhr vor. „Ich weiß noch, was da drin steht. Wenn ich mein Wort nicht halte, muß ich diese Uhr am Türpfosten zerschlagen. Und das tu' ich nicht, weil sie von dir ist.“ Auf das hin hat sie sich von mir weggewendet.

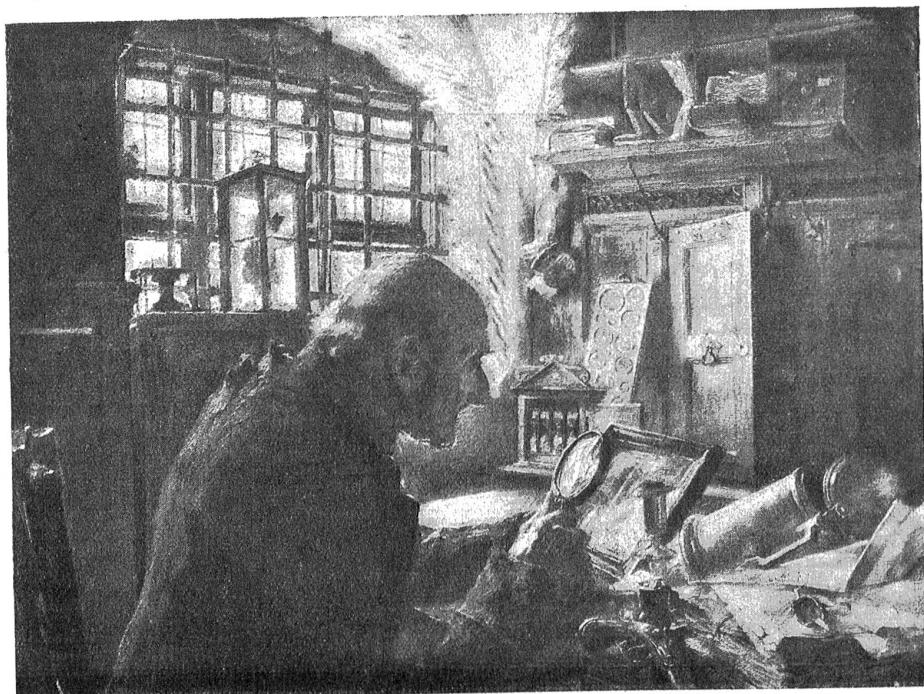
So bin ich zu einem Schatz gekommen. Und wenn du ihn gern kennen magst, brauchst du nicht weit zu laufen. Du hast ihn diesen Mittag auf dem Melchenbrecht unterm Küchenfenster stehen sehen. Und du mußt dich nun nicht mehr wundern, daß ich lauter als die andern knalle, wenn ich mit dem Endwagen heimfahre, und Eine, die mir paßt, auf dem Fuder sitzt.

Bor dem Leben brauchen sich zwei nicht zu fürchten, die schaffen können, wie ich und die Hanna. Und wenn sie es auch daheim noch nicht Wort haben wollen, daß ich auf der rechten Straße bin, wenn's mir auch vorläufig nur zum Eibenmattpächter langt: es kann uns doch niemand unsern guten Mut nehmen und die Freude an uns selber, und daß wir auf der Welt sind.“ (Ende.)

Spuren im Schnee.

Von Wilhelmine Baltinester.

Das war mehr als Ärger, das war Kummer, was Olaf Gast trieb, allein zu sein. Grau hing der bedrückende Schneehimmel dieses düsteren Tages auf die Stadt nieder. Ins Freie! Leise klingelte der Schlitten aus dem Häuserwurst hinaus. Weiß, groß und eben tat sich die Landschaft auf. Olaf Gast stieg aus und ließ den Schlitten warten. Vor dem Dorfwirtshause stand noch ein zweiter Stadt-schlitten. Olaf Gast ging mit gesenkter Stirn in die weiße



Der Antiquar. — Nach einem Gemälde von Ferdinand Dorsch.

Weite hinaus. Ein ausgetretener, hartgefrorener Fußweg war da. Den ging er in dunkelster Grübelstimmung.

„Ja, das Leben ist kein Vergnügen. Und selbst, wenn einer gut und gern lebt, muß er schließlich doch einmal sterben. Also bleibt das Leben auch im besten Falle doch nur ein tödliches Vergnügen!“

Olaf Gast hatte sich falsch verliebt. Er war drei Monate sehr glücklich gewesen und heute vormittag fürchterlich erwacht. Ottis Abschiedsbrief hatte er noch in der Brusttasche. Da hatte er sich runde zwölf Wochen auf Häuslichkeit, Hafennruhe, Gemeinsamkeit gefreut. Und mit einem Mal nichts! Sie nahm einen anderen. Diesen Henrik, diesen Windhund!

Vom Standpunkte der Frau aus betrachtet, gibt es zwei Arten von Männern: Solche, die heiraten wollen, und solche, die es nicht wollen. Von denen, die es so gern möchten, finden die wenigsten die richtigen Frauen; sie fallen zumeist herein. Während den Ehehassern die besten, verträglichsten, ehetauglichsten Frauen bestimmt sind.

Bei einem kleinen Gehöft war der ausgetretene Weg zu Ende. Olaf Gast stand vor dem unbetretenen Weiß der Ebene. Einsamkeit, große, starke Einsamkeit überall; Schneekristalle auf den dunkeln Vermeln; Kälte im Gesicht und im Herzen.

„Ich kann sie ja vergessen! Es ist ganz nett, allein zu sein! O ja! Er gefällt mir sehr gut, dieser Spaziergang mit mir selbst!“

Er wußte noch nicht, für welche Richtung er sich entscheiden, wo er das reine Weiß entweihen sollte, als er, schärfer spähend, in einiger Entfernung kleine Fußspuren bemerkte, die quer an ihm vorbeiliefen. Sehr keine Spuren. Spuren von Frauenfüßen. Warum flopste sein Herz unter dem Abschiedsbrief? Dummes Herz! Aber wie — wenn? Otti, das treulose, schöne, geliebte Geschöpf, wußte, daß er diese Gegend liebte. Sie konnte bereut haben — sie konnte ihm nachgefahren, nachgelaufen sein. Sie war hier! Herzhaft lief er hinüber und ging in den schmalen Spuren weiter. Sie schien Vorsprung zu haben. Er beeilte sich. Er wußte schon ganz genau, was er ihr sagen würde: „Du bist ein schlimmes Mädchen, kleine Otti! Eigentlich ein Fraß! Aber ein süßer! Und ich weiß, daß du mich bloß necken wolltest und vielleicht auf die Probe stellen. Dabei hast du